

Bett aus Moos

Mama, du hast in dieser Welt nichts mehr verloren, sagte sie. Ich schlug also diesen Bergpfad ein und verließ Magdas Welt. Versuchte alles zu verlassen. Alles hinter mir. Stumm rannte ich hinauf, als hätten sie mir die Sprache genommen. Es endlich geschafft. Ich verschwand. Entkam. Mit jedem Schritt ein Stück weiter. Zu Beginn zählte ich noch die Schritte, die ich machte. Zehn. Zwanzig. Hundert. Alles steil bergaufwärts. Zweihundert. Dieser Weg gönnt dir keine Erholungspausen. Du kletterst förmlich hoch. In engen Kurven, schonungslos, Höhenmeter für Höhenmeter. Dreihundert. Fünfhundert. Ich wusste das. Deshalb hatte ich diese Route gewählt. Ohne Verzögerungen zieht sie dich aus dem Tal heraus. Tausend. Ich lief hinauf durch die Mischwälder in ihren Mischfarben. Tausende Bäume in tausenden Schattierungen um mich herum. Der Herbst hier bereits auf seinem Höhepunkt. Fünftausend. Es war, als ob der Wald brennen würde wie meine Lunge. Zehntausend. Dann gab ich das Zählen auf. Ich wusste nicht, wie lange ich gelaufen war und wieviel Höhenmeter ich gemacht hatte. Denen da unten war ich entkommen. An diesem Vormittag würde ich keinen Menschen zu Gesicht bekommen, den ganzen Tag nicht, länger nicht, würde ich entscheiden, länger zu bleiben. Vielleicht hatte ich es bereits entschieden, als ich mit dem Zählen aufhörte. Ich wollte niemanden mehr um mich haben. Nicht Magda. Nicht Rupert. All die anderen, die mir die Luft zum Atmen nahmen. Es waren zu viele und wurden immer mehr. Nur in diesem Wald, auf diesem Berg war ich allein. In den Ohren das Dröhnen meines Atems. Ich sog die Luft ein, hörte ihr an, dass es um mein Überleben ging. Als wollte ich ein letztes Mal meinen Körper mit Sauerstoff vollpumpen, bevor ich alles entweichen ließ. Meine Schritte unter diesen heftigen Atemzügen. Das Krachen der abgefallenen Blätter, die lückenlos den Boden säumten und unter meinen Schuhen zerbrachen. Unzählige tote Blätter auf dem Weg. Weder rot noch braun noch gelb, aber alle Farbtöne dazwischen. Irgendwann begann mich der Lärm zu stören, den ich machte, wenn ich die Blätter zertrat. Ich versuchte, an den Rand des Pfades auszuweichen, prüfte, ob mir die Bäume dort weniger Gestorbenes in den Weg gelegt hatten. Doch überall Schichten über Schichten, durch die ich mit meinen Bergschuhen stieß. Wo immer wir Menschen hintreten, machen wir einen Höllenlärm, dachte ich. Es hilft nichts; solange du lebst, lärmst du und zerbrichst du. Dein Leben immer der Tod von etwas anderem. Du musst das Leben aufhören, um dein Töten zu beenden. Ich musste die Waldgrenze erreichen, erst dann würde Ruhe einkehren. Also lief ich weiter, so schnell wie möglich, und das Bersten unter mir und der Atem, der durch meinen Rachen jagte, begleiteten mich.

Magda will nichts von dem wissen, worüber ich mir Gedanken mache. Mama, du hast so keine Ahnung von der Welt. Am Besten hältst du einfach die Schnauze, sagt sie. Die Dinge seien heute nicht mehr, wie sie früher vielleicht waren. Als wäre ich eine senile Urgroßmutter. Doch ich bin erst 45 und weiß sehr wohl, was abgeht in der Welt. Ich weiß, dass wir sie behandeln, als wäre sie unerschöpflich. Unendlich wie das unendliche Wachstum, das wir überall einfordern, weil wir nichts schlechter ertragen können, als unsere eigenen Grenzen anzuerkennen. Wir wissen, dass dieses Verlangen nach fortlaufender Steigerung alles in den Abgrund stürzt, und trotzdem geben wir ihm nach. Ich beobachte unsere Überheblichkeit, auf die der große Fall kommen muss, ja längst schon eingesetzt hat, und möchte sie Magda erklären. Immerhin ist es meine Schuld, dass ich sie vor 15 Jahren in diese Welt gesetzt habe.

Sie aber sagt, ich soll die Schnauze halten, und betrachtet ihren Heimatplaneten nicht näher, als es ihrem eigenem Nutzen dient.

Ökotante schimpfte sie mich. Lieber noch Ökotante als Tussi mit Absätzen so hoch, dass du nicht einmal laufen kannst, abgemagert und angemalt. Billig und verblödet bist du, schrie ich. Dann knallte sie die Tür zu. Drehte den Schlüssel. Vielleicht hätte ich es nicht sagen sollen, aber ich kann nicht jedes Wort auf die Waage legen, bevor ich ihr zurückwerfe, was sie mir hingeworfen hat. Die Musik dröhnte so laut aus ihrem Zimmer, sie hätte es gar nicht hören können, hätte ich an ihre Tür geklopft. Ich tat es nicht. Ich hielt mir die Ohren zu und wünschte mich weg, weit weg, hier auf diesen Berg, in diesen Wald hinein, wo es nichts anderes gibt als das Schnaufen im Rhythmus meiner Schritte.

Es war ein Fehler gewesen, ein Kind in diese Welt zu setzen. In was für einer Welt würde es aufwachsen, leben müssen. Auf welchen Wiesen würde es spielen, welches Wasser trinken, welchen Honig essen? Ich hatte nicht überlegt, dass ich, in der Evolutionsstufe, die das Menschtier heute erreicht hat, ein Menschenkind nicht mehr in die Natur setzen, sondern mit ihm bloß ein weiteres gegen die Natur aufstellen würde, so wie sich alles, was der Mensch tut, gegen die Natur richtet, deren Teil er einmal war und nicht länger sein will. Es ist gegen die Natur, wie wir uns ausbreiten und dem Tod verweigern. Auch bei mir. Schon Magdas Geburt war unnatürlich, künstlich. So sehr ich es auch versuchte; mein Baby und ich wären gestorben, wäre es nach dem Willen der Natur gegangen. Letztendlich schnitten sie es aus meinem Bauch heraus und nähten mich wieder zusammen. Die Narbe spüre ich immer noch. Oft denke ich, es wäre besser gewesen, sie hätten es nicht getan. Rupert wollte unbedingt ein Kind. Plötzlich war das die fixe Idee. Ich hatte es ihm nicht ausreden können. Sein Leben war leer geworden, in der Firma ging nichts weiter, da sollte wenigstens in unserer Beziehung etwas weitergehen. Ein Kind musste her, sonst hätte er mich verlassen. Später hatte er mich trotzdem verlassen, mich alleingelassen mit Magda. Und nun rannte ich vor ihr und unseren Lebensresten fort, rannte diesen Hang hinauf und wusste gar nicht, wo mich meine Flucht hinführen sollte. Welchen Gipfel der betrogenen Landschaft sollte ich besteigen, welches Tal bis in sein totes Ende laufen, in welcher Höhle mich verkriechen? Ich hatte keinen festen Plan, wollte im Gegenteil das kalkulierbare, computergesteuerte Leben verlassen. Wollte nur weg, Pässe überwinden, neue Bergketten sehen, neue, vielleicht bessere Welten. Dort mich niederlegen und verschnaufen. Im Grunde aber hatte ich die Hoffnung aufgegeben. Es gab keinen Ort mehr sich zu verstecken. Die Erde hatte all ihre Geheimnisse preisgeben müssen. Alles hatte der Mensch kartografiert, fotografiert, zivilisiert.

Ab einer gewissen Höhe endeten die Laubbäume und mit ihnen das Bersten des Blätterbodens unter mir. Jetzt gab es nur mehr Fichten, Tannen, Lärchen, die stoisch der Witterung trotzten. Der Wind heulte zwischen ihren Ästen und meinen Schläfen. Mein Magen war leer, meine Kraft schwand. Ich blieb stehen, atmete schwer, hörte dem Stürmen zu, bewunderte seinen Klang. Dann bewegte ich mich weiter. Solange ich noch konnte. Bis ich nicht mehr können und umfallen würde.

Sobald das Baby da war, wollte Rupert es nicht mehr. Immer länger wurden seine Arbeitszeiten. Seine Karriere in der Firma, ich müsse das verstehen. Dies waren die entscheidenden Jahre, die Jahre der Überstunden und des Geldes. Mit dem Baby ging es auch bei uns los, dass alles, dessen Wert sich in Zahlen ausdrücken ließ, immer mehr wurde. Das zwanghafte Wachstum, das ständige Steigern hatte uns erreicht. Flat- und Touchscreens verstellten uns den Blick zueinander. Wir wurden Teil der telematischen Gesellschaft und verkümmerten wie sie. Jeden Tag stellte Rupert neue

Babybilder auf irgendwelche Foren, retouchierte Wunschbilder, mit Sound unterlegte Filmchen, jenseits jeglicher Realität. Er machte unser Leben öffentlich, aber was abseits des Pinterests zwischen uns passierte, interessierte ihn nicht.

Magda blieb lange still, fast unauffällig benahm sie sich. Erst spät begann sie zu schreien, mich anzusprechen. Rupert schenkte ihr Smartphones und Einkaufsgutscheine, um sie ruhigzustellen. Bis sie das Konsumieren als einzigen Lebensinhalt verstand und es dem Denken vorzog. Mit mir tat Rupert dasselbe, und ich zog, statt in die digitale Demenz abzugleiten, mich in die Parallelwelt meiner Gedanken zurück. Immer stiller wurde ich. Nahm alles auf. Schluckte, bis ich nicht mehr schlucken konnte und losrannte. Ich rannte den Hang hinauf, bis ich die Waldgrenze erreichte, und darüber hinaus. Schweißnass kämpfte ich mich weiter. Langsamer jetzt. Nahe der Erschöpfung. Ich keuchte. Spürte, wie sämtliche Energie mich verließ. Ich trieb mich weiter. Ein Eigenheim, in dem sich alle technischen Errungenschaften der Menschheit türmen, lässt sich nicht ertragen. Ich war eingekerkert, umgeben von Müll, auf den ich verzichten wollte. Magda wollte auf nichts außer mich verzichten. Ständig war sie irgendwo, aber nicht bei mir. Aß nicht, was ich ihr kochte, hörte nicht, was ich ihr sagte. Alles war falsch an mir, und ich sah, dass im Gegenteil alles falsch war, was mit uns geschah. Ich rannte also, schlug diesen Bergpfad ein, zählte die Schritte, rannte, bis jegliche Kraft meinen Körper verließ. Ich hatte nichts gegessen. Ich mochte die Ohnmacht. Es tat gut zu erkennen, wie ich mich in Auflösung befand. Ich sah mein Verschwinden. Endlich, dachte ich, endlich ist es so weit. Endlich würde ich aufgeben dürfen. Vorbei die Zeit des dauernden Kämpfens.

Nahe der Baumgrenze erblickte ich den Fels und hielt an. Ein flacher, gerader Gesteinsblock, dicht von Moos überwachsen, versteckt zwischen ausgemergelten, bis zur Entstellung verbogenen Lärchen. Plötzlich war ich zum Stillstand gekommen. Endlich Frieden, dachte ich. Dieser Fels sollte mein Ziel sein, mein Bett, mein Bett aus Moos. Ich setzte mich und sank ein wenig ein. Ich konnte nicht anders, als mich auf dem feuchten, kalten Laken niederzulassen. Es war, als legte ich mich auf einen Schwamm. Als hätte er auf mich gewartet und wollte mich nie wieder loslassen. Ich streckte mich aus und spürte, wie sich das Moos mit der Außenhaut meiner Jacke verband. Wie es mich einkleidete. Mein Atem verlangsamte sich. Ich war entkommen. Nach und nach überkam mich die Gewissheit, die Stille. Keinerlei Geräusch mehr verursachte das Einatmen der dünnen Luft. Vielleicht atmete ich gar nicht mehr.

Ich hörte, wie sich Magda im Badezimmer einschloss, und als sie später durch das Wohnzimmer kam, um die Wohnung zu verlassen, dachte ich, sie ginge auf den Strich. Ich nahm es hin. Der silbrig glitzernde Playboy-Bunny über dem Super-Push-Up. Ja, Mütterchen, ich will ein Objekt sein. Leg du dich auf dein Bett aus Moos und bleib dort liegen, bis du nicht mehr aufstehen kannst. Du hast in dieser Welt nichts mehr verloren.

Sie hatte recht. In der Welt war kein Platz mehr für mich. Ich hatte auf meinem Bett liegenzubleiben. Nur mehr liegenbleiben und warten, bis ich endlich verschwand. Das würde das Beste sein. Also blieb ich liegen. Ich weiß nicht wie lange. Stunden müssen es gewesen sein. Ich lag, bis ich kalt geworden war. Kalt und nass. Nichts mehr spürte. Ich hatte keinen Gebirgspass oder Gipfel erreicht. Nur diesen Felsen, dieses Laken, Bett. Das Ausstrecken auf ihm war meine letzte Bewegung. Danach nur mehr regungsloses Warten. Kein Wachstum, keine Steigerung. Ein Abnehmen. Die Stundung des Herzschlags. Im Schatten der Lärchen wartete ich auf das Ende des

Kampfes. Ich begann, am ganzen Leib zu zittern. Die Kälte deckte mich zu. Über mir sprangen die Baumwipfel in den Himmel. Zuckten wie ich. Nichts außer dem Wind existierte noch. Nichts, das mich stören würde.

Geht es Ihnen nicht gut? fragte plötzlich diese dünne Stimme. Sie klang weit entfernt und gleichzeitig als säße sie in meinem Ohr. Statt den Lärchen jetzt über mir das Gesicht, das zu dieser Stimme gehörte. Es wackelte, wenn die Zuckungen unkontrolliert meinen Körper durchfuhren, dieses Kindergesicht. Vielleicht bildete ich es mir ein? Wo sollte dieser Bub herkommen? Er konnte nicht echt sein. Doch die Angst in seinen Augen war echt. Seine Angst um mein Leben. Geht es Ihnen nicht gut? wiederholte er. Ich schloss die Augen, und wenn ich sie öffnete, waren er und seine Angst noch immer da. Geht es Ihnen nicht gut? Er soll keine Angst haben, wollte ich sagen, konnte aber meinen Mund nicht bewegen. Geh weg. Lass mich in Ruhe, wollte ich sagen. Kein einziges Wort bekam ich heraus.

Mein Papa, er ist drüben auf der Hütte. Mein Papa ist der Hüttenwart. Er repariert das Dach.

Kurz starrte ich ihn an, dann konnte ich meine Augen nicht mehr geöffnet halten. Meine Lider versteinerten. Auf ihnen setzte das Moos an. Unter ihnen breitete sich eine Wärme aus. Eine Hitze fast. Tief strahlte sie in meinen Körper hinein.

Ich hole den Papa, sagte das Kind.

Schritte hörte ich noch. Dann Stille, vollkommene Stille. Selbst der Wind hörte auf. Ich versuchte die Augenlider hochzuschieben, um zu sehen, ob der Junge noch da war, aber mir fehlte die Kraft.